

Süddeutsche Zeitung vom 19.04.2006

Wenn die Welt zusammenbricht

Von Claudia May

Wie ein Student nach einem Suizidversuch den Aufenthalt in einer Krisenstation verarbeitet hat

Es ist der erste Tag des neuen Semesters, als Thilo L. seinen besten Freunden den Abschiedsbrief schreibt. Wenn Anna ihm heute keine Chance mehr gäbe, dann wäre es vorbei. Dann brächte er sich um, stand da in der E-Mail. Anna hatte ihn verlassen, nach acht Jahren. Vor drei Monaten waren sie noch in ihre erste gemeinsame Wohnung gezogen, dann war es von heute auf morgen vorbei. Für Thilo, der wie Anna in Wirklichkeit anders heißt, brach die Welt zusammen.

Es war am Vormittag des 7. April 2003, als er in seinem Mail-Programm auf „senden“ drückte. Er rief noch in der Uni an, um die Exkursion für morgen abzusagen. Dann schaltete er sein Handy aus: Keiner der Freunde, denen er geschrieben hatte, sollte ihn noch erreichen. Er hatte sorgfältig darauf geachtet, dass die Mail nur an Freunde ging, die außerhalb von München wohnten. Keiner könnte ihn rechtzeitig erreichen, dachte er.

Zwei Stunden später traf er sich mit Anna. Doch einer der Freunde hatte die Mail sofort gelesen und Anna Bescheid gesagt. Sie wusste, was Thilo vorhatte. Sie redete lange mit ihm, blieb aber bei ihrer Entscheidung. Thilo auch. Er ging in die gemeinsame Wohnung und ließ sich ein Bad ein. Das Wasser lauwarm, das würde den Schmerz betäuben. Thilo nahm eine Rasierklinge und begann zu schneiden. Er hätte nicht gedacht, dass es trotz seines festen Entschlusses so schwer sein würde, sich zu verletzen. Trotzdem schnitt er weiter.

Bis es wie wild an der Tür klingelte, dann hämmerte. „Wir öffnen die Tür gewaltsam, wenn sie nicht aufmachen!“. Anna hatte die Polizei verständigt und diese hatte eine Fahndung eingeleitet. Thilo stieg aus der Wanne und öffnete die Tür. Er war zu erschöpft, um jetzt noch Widerstand zu leisten. Er versuchte es mit lahmen Ausreden, dass er doch nur ein Bad nehmen wolle. Als die Polizisten seine Arme sehen wollten, sagte er, er habe sich eben gerade aus Versehen geschnitten. Die Polizisten stellten ihn vor die Wahl, freiwillig mitzukommen oder mitgenommen zu werden. Thilo ging freiwillig. Er wusste, dass er dann jederzeit wieder gehen konnte. Keiner könnte ihn in der Psychiatrie festhalten. Dann mache ich es eben ein paar Tage später, dachte er. Er war damals 23 Jahre alt.

Drei Jahre später. Thilo L. sitzt in der Cafeteria des Bezirkskrankenhauses Haar. Aus der Jukebox neben ihm singt Rammstein: „Wer zu Lebzeit gut auf Erden/ wird nach dem Tod ein Engel werden.“ Thilo verzieht sein Gesicht zu einem Grinsen: „Das Lied ist jetzt schon makaber.“ Er ist das erste Mal wieder hier seit damals. Die beiden Polizisten fuhren ihn direkt nach Haar, auf die Krisenstation. „Ich war so erschöpft, als wäre ich zwei Tage lang ohne Pause marschiert. Ich hatte mit dem Leben abgeschlossen, ließ alles einfach geschehen.“ Er findet es seltsam, wieder in der Cafeteria zu sitzen.

Die Krisenstation ist nur einen Häuserblock entfernt. Er muss klingeln, damit die Tür der Station E aufgemacht wird. Es riecht kein bisschen nach Krankenhaus. Der Gang ist freundlich und vollgestellt mit Pflanzen und Blumen. Thilo weiß noch genau, was damals passiert ist. Er deutet auf eine braune Tür mit der Aufschrift 12 E. „Dort drin bin ich dann

heulend zusammengebrochen.“ Die diensthabende Schwester hatte ihn in Empfang genommen und ihm ruhig zugehört. Aus Thilo sprudelte alles heraus, bis er nicht mehr konnte. Zu dieser Schwester hatte er dann ein besonders inniges Verhältnis. „Am Abend habe ich diese Glück-Mach-Pillen bekommen.“ Thilo erzählt, dass er mit drei Leuten auf einem Zimmer lag. Dass sich die Fenster nicht öffnen lassen, dass dort eine Videokamera installiert ist und dass ihm eine Nachtschwester so lange mit ihrer Taschenlampe ins Gesicht geleuchtet hat, bis er wach wurde.

Gleich am nächsten Tag hat er mit der Therapie angefangen, in der Gruppe und einzeln, mit dem ihm zugewiesenen Therapeuten. An dem Tag kamen auch seine Eltern. Die Polizei hatte zuerst bei ihnen nach Thilo gesucht. „Beide waren natürlich fertig und wussten nicht genau, was sie sagen sollten. Sie waren komplett überfordert, was ich ihnen aber nicht übelnehme.“ Sie haben noch nie direkt über Thilos Selbstmordversuch geredet. „Da kam höchstens mal im Nebensatz: ‚Die war das doch nicht wert‘.“

Thilo L. tritt auf den Balkon heraus. Die „kleine Freizone“, in der er die erste frische Luft geschnuppert hat, bis er Ausgang bekam. Dicke Glasplatten sichern den Balkon über dem Geländer. Neben dem vollen Aschenbecher hängt ein roter Boxsack. „Ganz gut zum Abreagieren für einige“, sagt Thilo. Er selbst hat ihn nicht benutzt. Hier auf der Krisenstation war er weit weg von seinem Alltag. Und er hatte beschlossen, für sein Leben zu kämpfen. Auch, weil er immer noch auf eine Chance von Anna hoffte, gerade nach dem, was jetzt passiert war. „Meinen ersten Freigang habe ich dazu benutzt, um zu ihren Eltern zu gehen und alles zu erklären. Im Nachhinein gesehen eine ziemlich schwachsinnige Aktion.“

Er zeigt die Küche, den Essensraum und das Schild mit den Aufgaben des Küchendienstes. „Eigentlich ist es hier wie in einer WG“, sagt er. Die Station hat 14 Betten. Vor dem Fernsehzimmer bleibt er stehen. Die Schwester von damals erkennt ihn sofort, fragt aber trotzdem vorsichtig, ob man sich nicht kenne. „Ja, ich war hier mal Patient. Sie haben mich damals hier begrüßt“, sagt Thilo. Die Schwester, die Marianne Drescher heißt, lächelt herzlich. „Entschuldigen Sie, ich wusste, ich kenne Sie. Aber einige Menschen fühlen sich angegriffen, wenn man ihnen sagt, dass sie hier waren.“ Sie kennt diese Vorurteile zur Genüge. In Haar, da sind ja nur die Verrückten. Viele Patienten haben große Angst, bevor sie herkommen. Schwester Marianne schaut Thilo prüfend ins Gesicht. „Ihnen geht’s gut, das freut mich.“

Sehnsucht nach Anna

Sie hat ihn nicht vergessen, auch wenn jedes Jahr rund 780 Patienten die Krisenstation durchlaufen und sie seit knapp 30 Jahren hier arbeitet. Patienten können höchstens zehn Tage bleiben, der Durchschnitt liegt bei sechseinhalb Tagen Aufenthalt. „Wir sehen uns als psychiatrische Intensivstation.“ Die meisten Patienten kämen im März und im Oktober, erzählt sie. „Besonders wenn die Sonne draußen scheint, denken viele, es müsste ihnen doch gerade jetzt gut gehen. Sie spüren gerade dann, dass es besonders weh tut.“

Thilo L. war viereinhalb Tage auf der Krisenstation, dann hat er sich mit Hilfe der Psychologen in Haar zur weiteren Behandlung einen Therapeuten gesucht. Doch bekam er Anna nicht aus dem Kopf. Dann aber passierte etwas, mit dem er nie gerechnet hätte. Eine flüchtige Urlaubsbekanntschaft aus Italien hörte von seinen Problemen, packte kurzerhand die Koffer und stand am nächsten Wochenende vor seiner Tür, nur um für ihn da zu sein. Und sie blieb nicht die einzige. Auf einmal kamen Menschen auf ihn zu, um ihm zu helfen, von denen er es nicht erwartet hätte. Es dauerte noch lange, bis die Sehnsucht nach Anna verschwand.

Thilo L. ist sich heute darüber im Klaren, dass er sie mit seinem Selbstmord bestrafen wollte. „Hättest du mir das nicht angetan, wäre das nicht passiert“, sollte Anna denken. „Da entwickelt man Phantasien, wie sie weinend auf meiner Beerdigung steht und sich nicht verzeihen kann.“

Den meisten Freunden hat Thilo von seinem Selbstmordversuch erzählt. Sie haben sehr unterschiedlich darauf reagiert. Einige haben sich geöffnet, auch von ihren eigenen Problemen erzählt. Andere haben jedoch schnell das Thema gewechselt, weil sie ihn einfach nicht verstehen konnten. „Besonders hart war es für mich bei meiner besten Freundin Katrin“, sagt Thilo. „Sie fing an zu weinen und konnte gar nicht mehr aufhören. Da habe ich mich gefragt, wie ich ihr und den anderen das habe antun können.“

Am 7. April hat Thilo mit seinen engsten Freunden gefeiert. Es ist nicht sein Geburtstag, aber der Abschied vom alten Leben. Das neue hat für ihn vor drei Jahren begonnen, am späten Nachmittag, als er aus der Wanne stieg.